Sonntagsbeilage

Lesung für den Sonntag.

Gedankengänge über das christliche Leben in Haus und Gemeinde.

Im Verlag des Volksvereins ist ein Schriftchen mit dem Titel: „Das Heim und sein Schmuck" erschienen, das eine praktische Anleitung enthält, wie man sein Heim nicht bloß zweckmäßig, sondern auch hübsch ausstatten könnte und sollte. Bei der Ausführung der Ratschläge, die da gegeben sind, kommt es in erster Linie freilich auf die Mittel an, die man zu verwenden in der Lage ist, dann aber auch auf die Geschmacksrichtung der Einwohner. In ein paar Zeilen kommt der Verfasser auch auf die Ausstattung der Wohnräume mit einem passenden Wandschmuck, was da in einer Wohnung angebracht ist an Bildwerk, seien es Figuren oder Bildnisse, und wie es angebracht ist, kann man die Geistesrichtung und den Geschmack oder Kunstsinn, ja oft die ganze Gesinnung der Leute erkennen. Man könnte fast von dem Eindruck, den man da empfängt, schon ein Urteil fällen über Bildung oder Unbildung, Frömmigkeit oder Weltsinn der Bewohner.

Wieviel Frivolität und Sinnlichkeit macht sich da oft in den Häusern der sogenannten „besseren Leute" geltend, die darauf halten, mit sogenannten Kunstwerken zu protzen, deren sie sich vor ihren christlich erzogenen Dienstboten schämen, und die sie den Blicken ihrer eigenen unschuldigen Kindern verhüllen müßten. Welch große Rolle spielt auch da die moderne Nacktkultur, die den Menschenkörper statt der Seele verherrlicht. Wie oft findet man die Tier- und Jagdstücke, aber kein Heiligenbild. Wie armselig für den Geist, wie unbefriedigend für das religiöse Empfinden sind doch heutzutage diese Einrichtungen oft.

Gewiß, eine schöne Landschaft, ein hübsches Genrebild, haben ihren Reiz, Wiedergaben von Kunstwerken erwecken Interesse für die Kunst, aber was sagen sie, namentlich nach längerer Zeit, der Seele, die nach Höherem zu trachten ist, was tragen sie zur Erhebung derselben bei?

Die Bilder, die wir täglich vor Augen haben, die unsere Blicke beschäftigen, haben eine große Bedeutung, namentlich einen nicht zu unterschätzenden Einfluß auf unser Gedanken- und Gefühlsleben. Und was sind sie erst für unsere Kinder, die gleichsam in steter Fühlung mit ihnen aufwachsen und die von ihnen Eindrücke aufnehmen, die mit durchs Leben gehen.

Insbesondere pflegen fromme Bilder oft einen großen Einfluß auf das Kindesherz zu gewinnen, ebenso wie zuchtlose Bilder die Vermittler der Zuchtlosigkeit für die Kinder werden können.

Darum heißt es für die Eltern, wer sie auch seien, hoch oder nieder: Zusehen! Nicht gedanken- und gewissenslos hierin sein! Nichts anbringen, wenigstens nicht, wo die Jugend hinkommt, was den Keim des Lasters in die jugendlichen Herzen tragen kann.

Vom Bild des Gekreuzigten haben wir gehandelt. Ist es denn nicht selbstverständlich, daß auch die Mutter da abgebildet ist, wo er in seinem Bilde verehrt wird? Im katholischen Hause darf das Marienbild nicht fehlen. Ja es sollte der Mittelpunkt des Marienkults in der Familie sein; sollte irgendwo mit einem an ihren Ehrentagen brenn'nden Lichtlein und Blumenschmuck umgeben werden. Die Mädchen im Hause sollten sich eine Ehre daraus machen, das Bild zu schmücken. Von allen Heiligenbildern ist es wohl am leichtesten, ein würdiges und schönes, ansprechendes Marienbild zu erhalten, weil kein Bild von so vielen und auch großen Künstlern dargestellt und auf alle Arten der Technik verbreitet und billig zu haben ist.

Heiligenbilder sind der beste Wandschmuck im christlichen Hause, nur muß man da auf die richtige Auswahl treffen und sich vor dem Fehler des Ueberladens der Wände mit Bilderwerk verschiedenster Art, der so oft besonders gern in kleinen Häusern Häusern und Wohnräumen begangen wird, in acht nehmen.

Der Verfasser des oben bezeichneten Schriftchens über diesen Gegenstand schreibt: „Wenn man durch unsere Städte geht und vor den Heiligenbilderläden stehen bleibt, dann kann einen wirklich manchmal ein Schauder überkommen, wenn alle diese weichlichen, süßlichsentimentalen Figürchen und Bilder sieht. Diese von Frankreich überkommene unwahre Figurenspielerei, hat mit wahrer Religiösität gar nichts zu tun, und sollte uns tiefer veranlagten Deutschen zuwider sein."

Im christlichen Heim muß Wahrheit herrschen, echtes Glaubensleben ohne Weichlichkeit und Frömmelei, da müssen Vater und Mutter und alle Kinder, auch die erwachsenen Söhne, übereinstimmen in echter und rechter Frömmigkeit, die sich ohne sogenannte Quieselei überall kundgibt. P. W.

Das Kreuz in der Hecke.

Eine Parabel.

Ein altes, schlichtes Holzkreuz mit einem Heilandbilde am Wege, von einer Wallhecke umgeben, in deren knorrigen Gehölz der Schaft sitzt, eine rohgezimmerte Bank davor, die zur Rast einladet, das hat ein jeder schon gesehen und sich vielleicht nicht viel dabei gedacht. Der Frommsinn der Altvorderen hat es halt errichtet, sei es zum Andenken an eine schwere Zeit, oder an ein Unglück; man weiß kaum mehr, wann und wofür.

Wer auf's Feld geht, grüßt still im Vorübergehen den Gekreuzigten, und wer von der Arbeit müde heimkehrt, wirft einen stillen Blick hin. Zu dem Herrgottsbild in der Hecke kommen die Kleinen und spielen dabei. Sie pflücken Blumen und legen sie davor nieder, oder winden einen Kranz, den sie aufhängen. Die Alten, die nicht mehr weit gehen können, kommen an schönen und sonnigen Tagen müde und erschöpft bis hierher und freuen sich, auf der alten Bank im Schatten ein wenig rasten und verschnaufen zu können. Wie ruht es sich so gut an der friedlichen, frommen Stelle, wo sie manchen Rosenkranz beten.

Im Frühjahr belaubt sich die Hecke. Ihr dichtes Geflecht treibt zartes Grün. An ihr sieht man die ersten Zeichen des neuen Lebens, das die Sonne weckt. Die knorrigen Strünke treiben Zweige und umkleiden sich mit Laub und duftenden Dolden, die nachher die schönen, roten Beeren tragen.

Wie hübsch säumt die Hecke den Weg und schützt den daran gelegenen Garten, der von ihr eingefaßt ist und den sie schützt, indem sie verwüstende Tiere abwehrt.

Nun fängt aber die lustige Vogelschar an zu nisten. Der Zaunkönig schlüpft hinein. Sie ist sein Königreich. Nirgends ist ihm wohler. Die Amsel, die Meislein, ja sogar die Primadonna unter den Sängerinnen im Gefieder, die Nachtigall, sie nisten und brüten, haben ihr Heim und hegen und pflegen ihre Kleinen im Dickicht der alten Hecke. Ganz nahe bei den menschlichen Wohnungen ist ihr Heim und es geschieht ihnen nichts.

Und diese alte Hecke, was hat sie noch sonst soviel Gutes an sich. Da kommt die emsige Hausfrau aus dem Hause; sucht die notwendigste Wäsche für die Kleinen im Korb. Sie breitet die Hemdchen und Wickeln über die Hecke, damit sie schnell trocknen. Die Sonnenstrahlen besorgen das getreulich und schnell.

Sie ist wirklich froh mit der alten Hecke.

Anders ihr Mann, der Bauer, der Jürgen, dem die Hecke gehörte. Er war in der Welt herum gekommen, hatte den Krieg mitgemacht und war nicht mehr so gläubig-fromm zurückgekehrt. Ihn ärgerte die Heck. Sie war ihm zu wenig ansehnlich, zu altmodisch. Die frommen Sprüche: „Rette deine Seele!" und „Siehe, ob ein Schmerz ist der dem meinen gleicht!" gingen ihm nicht zu Herzen, und waren nicht nach seinem Geschmack.

Eines Tages gibt er sich daran, die Hecke auszuhauen. Schwere Arbeit! Aber er wollte sie nun einmal weghaben und etwas anderes, moderneres an die Stelle setzen. Er wußte eigentlich noch nicht, was: einen Lattenzaun, ein Drahtgitter oder eine Mauer? —

Wie er da am Hauen ist, kommt der Nachbar daher schaut erstaunt auf und fragt: „Na, Nachbar Jürgen, was macht Ihr denn da? Die alte Hecke wollt Ihr umhauen? Ist sie nicht mehr gut genug? Was wollt Ihr denn an die Stelle setzen? Sie hat den Weg doch so schön eingesäumt und auch den Garten bewahrt." Jürgen blieb die Antwort schuldig. Er wußte ja auch noch nicht, was und wie er es machen soll, nur die Hecke sollte fort.

Nun kommt bei dem Lärm des Zaunes Frau Jürgen aus dem Hause und entsetzt sich, da sie sieht, was vor sich geht. „Geh, Jürgen! Was machst du da?!" ruft sie ihn an. Du willst mir die Hecke wegnehmen, die ich so notwendig habe? Was mache ich nun mit meiner Wäsche, die ich da trocknen konnte, mit den Betten, die ich da sonnte, mit den Steintöpfen, die ich da trocknete und ausglühte?"

Jürgen schwieg verärgert.

Der Förster, der vorüberkam, schaute verwundert drein und meinte: „Jürgen, Ihr kündigt wohl den lieben Vöglein, die hier nisteten, die Wohnung? Das ist kein Vorteil für Euren Garten und die Umgegend. Ihr vertreibt uns manch nützlichen Gast, der in Feld und Flur Polizei spielte.

Zuletzt kam ein altes Mütterlein mit ihrem Stock daher. Sie schlug die Hände zusammen und rief:: „Ach, Jürgen, was tut Ihr da? — Die liebe, alte Hecke, bei der sich so gut und fromm ruhte, wollt Ihr wegschaffen? Das alte Kreuz, ich habe es noch aufrichten gesehen, wird nun auch verloren sein. Es wird schutzlos sein und bald zerfallen. Jetzt steht es noch geschützt in der Wallhecke. Es wird den Beschädigungen ausgesetzt sein und bald nicht mehr stehen."

— — — — — — — — — — — — —

Was Jürgen getan, ist mir nicht bekannt. Vermutlich hat er sich in seinen modernen Ideen nicht belehren und von ihnen nicht abbringen lassen. Ob er eine Mauer

Für unsere Kleinen.

Mieze und Knurrmann.

Mieze und Knurrmann wollten natürlich gern zuhören, aber bevor der Zwiebelmann mit seiner Geschichte anfing, erschien ein Gendarm aus Wanderland und plötzlich lief der Zwiebelmann davon. Mieze und Knurrmann verstanden nichts davon und sobald der Gendarm herbeigekommen war, hörten sie von ihm, daß das Einmachglas mit Zwiebeln Eigentum eines Händlers in dem Dorfe war, und daß der Mann, der davon gegessen hatte, das Glas scheinbar gestohlen hatte.

Die beiden Reisenden sagten, daß sie davon nichts wüßten, was der Gendarm ihnen aber nicht glauben wollte und ihnen deshalb drohte, sie zu verhaften.

(Fortsetzung folgt.)

Der Zauberspiegel.

Ein Kunststück. Von Hans Stein, Plauen i. V.

Ein sehr interessantes Experiment der edlen Kunst Hokus ist das folgende: Eine Person des gesellschaftlichen Kreises legt ein Taschenmesser auf den Tisch und sagt etwa die folgenden Worte: „Meine geehrten Damen und Herren, ich will Ihnen jetzt einmal beweisen, daß ich mit der Kunst des Zauberns wohl vertraut bin. Ich lege hier, wie Sie sehen, ein Taschenmesser auf den Tisch und ersuche Sie — das heißt irgendeinen von Ihnen — diesen Gegenstand in meiner Abwesenheit einzustecken. Komme ich dann wieder ins Zimmer, so werde ich Ihnen mit Hilfe meines Zauberspiegels sagen, wer von Ihnen das Messer eingesteckt hat." — „Oho!" wird's da von allen Seiten heißen, „das möchten wir erst mal sehen! Das wäre ja der reine Hokuspokus. Aber daran glauben wir jetzt noch nicht." — Gut also, die Probe aufs Exempel wird gemacht.

Der Zaubermeister verläßt mit siegesgewissem Lächeln das Zimmer, und nachdem er sich entfernt hat, wird leise beraten, welche von den anwesenden Personen das Messer einstecken soll. Endlich ist man darüber einig geworden. Der Zauberkünstler wird hereingerufen.

Einen gewöhnlichen Toilettespiegel in der Hand tritt er ins Zimmer.

Lächelnd, als ob er schon des Rätsels Lösung wüßte, besieht er sich seine Leute, hält dann den Spiegel über den Tisch und sagt: „Jetzt möchte ich einen jeden von Ihnen bitten, mit dem Zeigefinger der rechten Hand auf die blanke Spiegelscheibe zu tupfen; aus der Art der Beschaffenheit der Fingerabdrücke werde ich alsdann sagen, wer von den verehrten Anwesenden das Taschenmesser zu sich gesteckt hat."

Die Gesellschaft ist aufs höchste gespannt; jeder tupft mit einer gewissen Wichtigkeit auf die blanke Spiegelscheibe. Aufmerksam betrachtet der Zaubermeister jeden einzelnen Tupfer im Lichte, dann blickt er siegesgewiß lächelnd die in Frage kommende Person an und nennt, nachdem er vielleicht noch eine Zauberformel gemurmelt, deren Namen. Das Ergebnis davon ist, daß jeder vollständig perplex ist.

„Wie wird das gemacht?" — „Wie geht das zu?" „Ist hier wirkliche Schwarzkünstelei im Spiele?" so lauten die Ausrufe der Bewunderung. Und doch — wie einfach ist dieses Experiment der Salon-Magie!

Hier die Erklärung:

Der Experimentator erfreut sich unter den Anwesenden des stillen, verständnisinnigen Mitwirkens einer anderen Person, die längst in den Hokuspokus eingeweiht ist. Ihre Beihilfe bestand darin, daß sie nach demjenigen auf dem Spiegel tupfte, der das Messer zu sich gesteckt hatte. Dies ist der ganze Zauber! Gesetzt aber nun den Fall, die Person des stillen Einverständnisses hätte dem Einreden oder Beschluß der Gäste zufolge das Messer zu sich stecken müssen, so hätte sie sich dadurch zu erkennen gegeben, daß sie zuerst auftupfte.

Der vorsichtige Träumer.

Es gibt noch einfältige Leute in der Welt. In dem Städtchen Willisbach im Kanton Bern war einmal ein Fremder über Nacht, und als er ins Bett gehen wollte und ganz bis auf das Hemd ausgekleidet war, zog er noch ein Paar Pantoffeln aus dem Bündel, band sie mit den Strumpfbändeln an den Füßen fest, und legte sich also in das Bett. Da sagte zu ihm ein anderer Wandersmann, der in der nämlichen Kammer über Nacht war: „Guter Freund, warum tut Ihr das?" Darauf erwiderte der erste: „Wegen der Vorsicht. Denn ich bin einmal im Traum in eine Glasscherbe getreten. So habe ich im Schlaf solche Schmerzen davon empfunden, daß ich um keinen Preis mehr barfuß schlafen möchte.

Das Läuten der Glocke.

Will man Glockengeläute hören, ohne daß eine Glocke läutet, so nimmt man einen zwei Meter langen Faden, bindet in der Mitte eine Schere daran und wickelt ein Fadenende an den rechten, das andere an den linken Mittelfinger. Nun stellt man sich auf einen Stuhl, steckt die beiden Mittelfinger in die Ohren und schlenkert die Schere hin und her. Sobald die Schere wo anschlägt, hört man ein Summen, wie wenn eine große Glocke geläutet würde.

Der schwierigste Teil.

„Nun," fragt der Lehrer, „wer von euch kann mir den gefährlichsten Teil im Auto nennen, der am schwierigsten zu behandeln ist?" — „Der Chauffeur."

Kindermund. „Ich habe niemals gelogen, als ich so ein kleiner Junge war," sagt der Vater mit strenger Miene. „Ja, wann hast Du denn dann angefangen, Papa?" fragt das Bürschchen.

errichtet hat, die viele Hunderte Goldmark kostete, und durch ihren Schatten das Wachstum beeinträchtigte, weiß ich nicht. Es handelt sich ja, wie die Ueberschrift sagt, um eine Parabel. Welches ist der Sinn ihrer Deutung? — Die Hecke die Arbeit, das Kreuz die Religion, Jürgen der moderne Mensch, der die innige Verbindung beider nicht kennt und nicht würdigt. Die Ausdeutung ist nicht schwer. Der vielfältige Segen der harten leiblichen Arbeit in Verbindung mit der Religion im einfachen, tüchtigen Arbeitsleben, sie liegen offen für die Leute von der alten Welt, die von den neuen Ideen nichts wissen wollen, ebenso das Walten der von den neuen Ideen auf dem Gebiet der Arbeit erfüllten Weltverbesserer. P. W.

Geschichten von chinesischen Pantoffelhelden.

Erzählt von Kung Ta Jen.

„Es war einmal", erzählte Onkel Kung, „ein Distriktsrichter, der einen Sekretär hatte. Eines Morgens kam dieser Sekretär in einer sehr unordentlichen Verfassung in den Yamen, sein Gesicht blutete, seine Kleider saßen ihm schief am Leibe. „Was ist denn mit Ihnen los?" fragte der Richter in strengem Ton, „daß Sie in diesem höchst unpassenden Zustande hier zu erscheinen wagen?" — „Oh", stotterte der Sekretär hervor, „Sie meinen diese wunden Stellen da in meinem Gesicht. Ich ... ich wollte gerade mein Weinspalier annageln, als es umfiel und mir das Gesicht zerkratzte." Der Richter samt den Gerichtsdienern lachten laut auf, denn alle wußten, daß der Sekretär ein sehr böses Weib hatte, und es war klar, daß sie ihm die Wunden beigebracht hatte.

„Glauben Sie doch nicht, daß wir so töricht sind, eine solche Geschichte zu glauben", sagte der Richter. „Wir wissen ganz gut, daß Sie von Ihrer Frau wieder Prügel bekommen haben. Wenn meine Frau so etwas bei mir versuchte, würde ich ihr bald zeigen, wer von uns der Herr ist. Sie sollten Ihrer Frau gehörig die Zügel anlegen, wie ich es bei der meinigen mache."

Als er mit diesen Worten zu Ende gekommen war, sah er, wie seine Leute mit offenem Mund an ihm vorbei hinter seinen Rücken starrten. Er drehte sich um und entdeckte, daß seine Frau unglücklicherweise zufällig in den Gerichtssaal getreten war. Jetzt wußte jeder, daß seine Worte bloß Prahlerei waren, und daß er ebenso große Angst vor seiner Frau hatte wie der Sekretär vor seiner Ehehälfte. Seine Frau trat auf ihn zu und schrie: „Du schlechter Kerl, Du! So sprichst Du also in ihrer Abwesenheit von der Mutter Deines Sohnes? Ich will Dir gleich zeigen, was ich von solchen Worten halte!"

Als sie des Richters Stock ergriff, der vor ihm auf dem Tisch lag, und ihn über ihrem Kopf schwang, wendete er sich zu den Dienern und dem Sekretär und bat sie hastig, ihn und die Tai Tai allein zu lassen. „O weh", sagte er, „ich fürchte, eurem Herrn wird das Weinspalier ebenfalls auf den Kopf fallen."

Onkel Kung hatte einen ganz außerordentlichen Spaß an dieser Geschichte, aber ich versuchte, mich des Lachens zu enthalten, und bemerkte gezwungen, „Das ist aber gar nicht nett, solche Geschichten über uns Frauen zu erzählen."

„Oh, ich weiß noch eine viel bessere", erwiderte er und fing gleich an zu erzählen.

„In einer gewissen Stadt lebte einmal eine Anzahl vornehmer Chinesen. Sie alle hatten sehr traurige Ehefrauen. Wenn sie ausgingen, so mußten sie bei ihrer Rückkehr genau berichten, wo sie gewesen waren. Ständig zankten und nörgelten ihre Eheweiber an ihnen herum. Sie konnten keine Geheimnisse haben und nicht einmal ihre Seelen ihr eigen nennen. Schließlich bekamen sie dieses Leben so satt, daß sie sich in einen kleinen Klub zusammenschlossen, und sie kamen überein, sich alle zehn Tage in einem kleinen ruhigen Tempel zu treffen, zusammen zu speisen und fern von ihren lästigen und störenden Weibern in aller Ruhe miteinander zu schwatzen und sich Geschichten zu erzählen. Die Frauen sollten natürlich von dieser Verabredung nichts wissen, denn sonst hätten sie sicher das Verlangen bekommen, ein solch unschuldiges Vergnügen zu verhindern.

Einige Monate genossen die Herren alle zehn Tage ihr Essen und das sich daran anschließende Plauderstündchen in Ruhe und Frieden. Inzwischen war den Frauen, wie man sicher annehmen kann, aufgefallen, daß ihre Männer an bestimmten Tagen und Stunden nicht zu Hause waren. Zuerst dachten sie sich nicht viel dabei, aber als diese Abwesenheit zur Gewohnheit wurde, kamen sie zusammen, erzählten sich ihre Beobachtungen, tratschten und pappelten und kamen zu dem Entschluß, mit allen Mitteln herauszubekommen, wo die Faulenzer steckten. Schließlich fanden sie einen Diener, der sich bestechen ließ und das Geheimnis der Ehemänner den Frauen preisgab. Sofort stürmten diese mit großem Stimmaufwand los. Die Männer saßen gerade im Tempel, in dem Zimmer hinter dem Altar, das ihnen die Priester für diese Zusammenkünfte vermietet hatten, gemütlich beim Essen. Da vernahmen sie einen großen Lärm vor der Tür, und jeder Mann hörte die Stimme seiner Frau heraus. Sie warfen ihr Eßstäbchen hin, rangen ihre Hände und baten die Priester verzweifelt um ein Versteck. Die Priester führten sie in die Klosterzellen, die auch das unverschämteste Weib wohl nicht betreten würde. Alle liefen weg außer einem. Dieser Tor saß über seiner Schüssel und hielt das Eßstäbchen in der Hand.

„Kommst Du nicht mit uns?" riefen die andern.

„Nein!" sagte dieser erstaunliche Mann mit fester Stimme „Soll ich mich durch einen Haufen Weiber ins Bockshorn jagen lassen? Niemals. Ich bleibe hier."

„Aber Deine Frau ist auch da", sagte einer der Fliehenden, „sie ist doch meine Schwester und ich kenne ihre Stimme."

„Das ist mir gleich", erklärte dieser Prachtmensch. „Hier bin ich und hier bleibe ich" — und er aß weiter.

„Du bist sicher der tapferste Mann, den es je auf der Welt gegeben hat", riefen die anderen in höchster Bewunderung, als sie sich aus dem Staube machten.

Eine halbe Stunde lang blieben sie zitternd und bebend in ihrem neuen Zufluchtsort und lauschten auf das Schnattern und Plappern, das draußen vor sich ging, und fürchteten, sie könnten doch vielleicht unter Schimpf und Schande aus ihren Zellen herausgeholt werden. Schließlich verhallte der Lärm, und in dem lieblichen alten Tempelhof herrschte wieder Ruhe. Sie krochen leise und bedächtig aus ihrem Versteck hervor und erkannten, daß die Luft rein war. Ihr erster Gedanke war, dem wackeren Helden, der dem Ansturm der wütenden Frauen getrotzt hatte, ihre Anerkennung und ihren Glückwunsch auszusprechen. Sie gingen in ihr Festzimmer und sahen ihn in genau derselben Lage, die er bei ihrer Flucht eingenommen hatte, mit dem Rücken der Tür zugewandt vorn am Tische sitzen.

„Du tapferer Held!" riefen sie, als sie sich in das Zimmer drängten. „Niemals in unserem Leben haben wir von so einem kaltblütigen Manne gehört. Wir danken Dir tausendmal."

Der Mann antwortete kein Wort, noch bewegte er seine Hände oder drehte seinen Kopf herum. Sie begrüßten ihn nochmals und erhielten keine Antwort. Dann traten sie näher heran, und einer von ihnen legte die Hand auf seine Schulter, um ihm auf den Rücken zu klopfen. Und da entdeckten sie ...

„Was denn", rief ich, als Onkel Kung eine dramatische Pause machte.

„Daß er tot war."

„Tot!" rief ich erstaunt. „Wieso tot?"

„Er war vor Schreck gestorben!" antwortete Onkel Kung und brach über mein verdutztes Gesicht in schallendes Gelächter aus.

Der Ritter im Silberpanzer.

In unserer Zeit, in der die unbemittelten Stände wieder die Ausgaben für die Ernährung schon wegen der bevorstehenden Winteranschaffungen denkbar sparsam gestalten müssen, setzt es in Erstaunen, daß ein Volksnahrungsmittel, das in bezug auf seinen Nährwert häufig unterschätzt wird, trotz seiner Billigkeit wenig gekauft wird: der Hering. Schon die Vielseitigkeit seiner Zubereitung gibt ihm für die einfache Küche einen besonderen Vorzug. Gekocht oder gebraten, gesalzen oder sauer eingelegt, in Gelee eingekocht oder als Hackering gewiegt aufs Brot gestrichen, immer gibt er dem unverdorbenen Geschmack eine willkommene Speise.

Schon seit mehr als fünfhundert Jahren wurde der Hering oder der Silt als wertvolles Versandgut von Holland aus in alle deutsche Lande geschickt. Den jetzigen Namen Hering erhielt er durch den Handel, nämliche nach dem Ringe, den die holländischen Probiermeister vor dem Versand auf jede vollgepackte Heringstonne einbrannten. Die Feinschmecker bevorzugen die unter dem Namen „Matjes" bekannten Heringsjünglinge, während die ihrer Vater- und Mutterpflichten ledigen Heringe, unter dem Namen Ihlen, nur geringere Preise erzielen.

Welch großen Wert sie für die Volksernährung haben, das hat man besonders in den Küstenländern erkannt. Ein seit Menschengedenken noch heute in Verdun üblicher Brauch ist es, alljährlich vor Weihnachten eine eigenartige Spende an die Domgeistlichkeit zu verteilen, die aus zwölf Pfund Roggenbrot und einer Tonne Heringe besteht. Auch der Leipziger Rat ließ den Landesherren zur Meßzeit alljährlich eine Tonne des schmackhaften Fisches ins Schloß rollen, und wie sehr man diese Aufmerksamkeit als selbstverständlich hinnahm, zeigte die Anordnung des Vaters August im Jahre 1564, daß man ihm das Präsent, dieweil er gerade auf Reisen, sofort nachsenden möge. Für den einfachen Mann bedeutet ein Hering aber noch etwas viel Wichtigeres: Der billige Preis gestattet ihm eher eine Mahlzeit Heringe, wie teures Fleisch, zumal er außerordentlich nahrhaft ist.

Die Art und Weise, wie die Schwärme, wie man sagt, von den Walfischen und anderen Seeungeheuern, die ja dank ihrer eigenartigen Rachenverhältnisse auf kleine Fische zur Nahrung angewiesen sind, dem Lande zugetrieben werden, besitzt für die Fangaussichten große Bedeutung. Es herrscht da auch viel Aberglauben, und es wird vom Jahre 1851 erzählt, daß man bei Emden einen riesenhaften alten Hering eingefangen, der mit allerlei hieroglyphenartigen Zeichen am Bauche geschmückt gewesen sei. Als die Schwärme nun ausgeblieben, behaupteten überkluge Leute, der große Fisch sei ein Königshering, ohne dessen Führung die Schwärme den richtigen Weg nicht mehr hätten finden können. Ja, der Berliner Probst Coller wollte sogar aus jenen Zeichen den Untergang der Welt prophezeien.

Als nach der korsischen Willkürherrschaft Ost-Friesland unter französische Fremdherrschaft kam, erlosch die Emdener Heringsfischerei für einige Jahre. Der Jubel war dann um so größer, als im Jahre 1814 ein besonders schnelles Fangschiff der Emdener Gesellschaft, das immer die erste Kostprobe zu bringen pflegte, in Hamburg mit neuer Meeresbeute ankam; und die sonst so lokalpatriotischen Hamburger Fischhändlerinnen hatten sich preußische Fahnen gemacht, und zogen im Triumph durch die Straßen. Auch der König in Berlin bekam ein Fäßchen der neuen silberglänzenden Ware und gab zum Dank noch wertvolle Vorrechte für die Gesellschaft.

Leider haben wir noch nicht annähernd so viel deutsche Heringsfischereien, es sind kaum elf an der Zahl, während unser Konsum mehr als das zehnfache ihres Fanges beträgt. Wir müssen eben von Holland, Norwegen und Schottland einführen. Unsere Dampfer müssen viel weitere Reisen machen, als die der Holländer, die daher leicht billigere Ware anbieten können. Noch viel bequemer haben es die Schotten, die direkt vom Strande aus ihren Bedarf fischen können.

Chodowiecki.

Zum 200. Geburtstage am 16. Oktober 1926.

Von Hans Gäfgen.

Das 18. Jahrhundert mit seiner Anmut und Zierlichkeit wird vor uns wach, wenn wir den Namen Daniel Chodowieckis hören, dessen Geburtstag sich in diesem Jahre zum 200. Male jährt. Die feine, reiche Bücherkultur jener verflossenen Tage, die das Dasein mit Geschmack zu umkleiden wußte, der die Hand des Heute fremd war, hat in des Künstlers Schaffen ihren berückenden Niederschlag gefunden. Mit unendlicher Liebe und Sorgfalt sind die kleinen Blätter gestaltet. Chodowiecki war der Meister der kleinen Form. Mit Andacht ward jeder Strich von ihm gesetzt, die große Fläche irritierte ihn, lag seinem beschaulichen, idyllischen Temperament fern. So sind diejenigen seiner Radierungen uns die liebsten, in denen er schlichte, einfache Verhältnisse, schlichte, einfache Menschen schildert. Meist geschah dies im Anschluß an ihm wesensverwandte Dichtwerke, zu deren Illustration man Chodowiecki berief. Mehr als 2000 Darstellungen hat der Künstler gestochen, daneben geht noch die gleiche Anzahl von Zeichnungen, ganz zu schweigen von den Oelbildern, die im 18. Jahrhundert Chodowieckis Ruhm begründeten, die für uns aber lange nicht die gleiche Bedeutung besitzen, wie des Künstlers graphisches Werk. Wollten wir die dichterischen Werke des 18. Jahrhunderts nennen, zu denen Chodowiecki Bilder geliefert hat, wir dürften kaum eines von Rang auslassen, denn zumindest das Titelkupfer fast aller bedeutsamen Bücher jener Zeit stammt von Chodowiecki. Vielleicht am berühmtesten geworden sind seine Illustrationen zu Lessings „Minna von Barnhelm". Einen so ausgesprochen undramatischen Menschen und Künstler, wie Chodowiecki es gewesen, konnte freilich die Darstellung von Konflikten, die seinem, alle Gegensätze in sich ausgleichenden Wesen fremd waren, natürlich nur in den seltensten Fällen gelingen. Aber wir sehen über diese, im Vergleich zu den unendlichen positiven Werten, die er uns gegeben, unwesentlichen Mängel im Schaffen dieses Begnadeten gern hinweg und wenden uns dem Kern seines Künstlertums zu: Der beseelten, künstlerisch wie kulturgeschichtlich gleich bedeutsamen Schilderung des Bürgerlebens im 18. Jahrhundert. Ob Chodowiecki Matthias Claudius, den gemütvollen Wandsbecker Boten, illustrierte, ob er köstliche Kupfer zu den Dichtungen Höltys, Geßners oder Matthisons schuf oder Goethes und Schillers Poesien nachschöpfend erlebte, stets ist es letzten Endes weniger der Gegenstand der Darstellung an sich, der zu uns mit beredter Zunge spricht, als vielmehr der feine, unsagbar köstliche Duft einer längst der Vergangenheit angehörenden Kultur ausgesprochen bürgerlichen Gepräges. Und dann die Krone seines Schaffens, die hundert Darstellungen von seiner Reise, die ihn im Jahre 1773 von Berlin nach Danzig, seiner Geburtsstadt, führte. Dieses Werk läßt uns ebenso beglückende Blicke in des Künstlers Privatleben, wie in die kulturellen Verhältnisse Nordostdeutschlands in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts tun. Weniger gefallen vermögen die wenigen großen Oelbilder, die der Künstler vor allem in seiner Frühzeit malte. Da sind die Miniaturen in Emaille und Aquarell, die der Künstler u. a. auch für das Königshaus schuf und die heute zu den kunstgeschichtlichen Seltenheiten zählen, weil belangreicher.

Vom Leben des Künstlers ist zu berichten, daß er zu Danzig geboren und zunächst in einem Spezereigeschäft seiner Vaterstadt beschäftigt wurde. Mit siebzehn Jahren kam er zu seinem Onkel Ayrer nach Berlin, wo zuerst der künstlerische Genius in ihm erwachte und ihn in seiner Freizeit zu Stift und Palette greifen ließ. Auch in Kupfer hat Chodowiecki damals schon gestochen. Er verließ das Geschäft des Oheims und machte sich als Maler selbständig, zunächst vor allem Rosen malend und so sich erstes künstlerisches Ansehen gewinnend. In Rodes Akademie übte sich der Künstler besonders im Zeichnen nach der Natur und in der Oelmalerei, um 1757 dann zu seinem eigentlichen Lebensgebiet, der Radierung, zu gelangen. Stets in Berlin lebend, wurde Chodowiecki zunächst Mitglied und später Direktor der Akademie der Künste, als welcher er 1801 starb, eine neue Zeit, seinen künstlerischen Anschauungen fremd gegenüberstehende Epoche noch aufdämmern sehend. Heute steht sein Name, unberührt von den Schwankungen der künstlerischen Ideale, eingeschrieben in das goldene Buch der Kunst.

Man lernt nie aus.

Die Lungenschwindsucht war schon im griechischen Altertum bekannt. Aristoteles (384—321 v. Chr.) und Hippokrates (460—377 v. Chr.) haben sie schon beschrieben. Die Krankheit zeigte damals die gleichen Symptome wie heute. Die Behandlung bestand darin, daß man dem Kranken Aufenthalt in reiner Luft bei guter Ernährung verordnete. Celsus (30—50 n. Chr.) empfahl den Lungenkranken Seeluft, Plinius der Aeltere (23—79 n. Chr. empfahl Nadelhölzer, Gebirgsklima und Milchkuren.

•

Mit der „Lungenprobe" stellt man fest, ob ein neugeborenes Kind noch lebend zur Welt gekommen ist oder nicht. Die Probe besteht darin, daß man die herausgenommene Lunge in Wasser legt. Wenn noch keine Atmungsbewegungen vorhanden waren, sinkt die Lunge nieder, wurde durch die Lunge schon geatmet, so schwimmt die Lunge.

•

Zur Zeit Christi wohnten auf dem Gebiete des heutigen deutschen Reiches 5 Millionen Menschen, zur Zeit Luthers 15 Millionen; nach dem Dreißigjährigen Kriege betrug die Bevölkerungszahl 6 bis 8 Millionen, 1700 16 Millionen, 1800 24 Millionen, 1870 41 Millionen, 1880 45 Millionen, 1890 49 Millionen, 1900 56 Millionen, 1910 65 Millionen, 1914 67,8 Millionen und 1925 63 Millionen.

•

Die Erde hat einen Mond, Mars 2, Jupiter 7, Saturn 10, Uranus 4, Neptun 1; Saturn ist außerdem von drei Dunstringen umgeben, die aber mit ihm nirgends zusammenhängen.

•

Ein Tiger hat doppelt so viel Blut wie ein Mensch.

Wie sehr wir unsere Volksnahrung auf den Hering eingestellt haben, zeigte sich während des Krieges. Da gab es Zeiten, wo sich drei Personen zusammentun mußten, um für 75 Pfennig einen Hering auf ihre Nahrungsmittelkarte erstehen zu können. Damals war der kleine Ritter im silbernen Panzer zu Ansehen gelangt; heute hat er bereits einen Teil seiner Beliebtheit wieder eingebüßt und das ist im Interesse unserer Volksnahrung außerordentlich zu bedauern, denn gerade der einfache Salzhering bietet dem Körper die als wichtig erkannte Salzzufuhr in geeignetster Form. Eben weil er so preiswert und zugleich nahrhaft ist, sollten unsere Hausfrauen den alten Freund deutscher Küche nicht vergessen.

Begegnung.

Von Odo Pasch.

Immer wenn die Sonne unterging und ihre Strahlen von weither durch das Gras zu mir schickte, ging das Mädchen oben auf dem Wege vorüber. Ich lag unten in der Böschung neben einem gewaltigen Holunderstrauch, ganz gespreizt wie ein Faulenzer. Aber das bewegte mich, daß es immer vorüberging, wenn die Sonne sank. Es war das im Sommer. — Ein wenig tiefer floß ein Bach vorüber. Ich hörte das Geriesel des Wassers, sah die Libellen sich wiegen und glitzern im Licht. Ich hatte beim Beobachten dieser Dinge ein unbestimmtes, aber beruhigendes Gefühl. Ich genoß, ohne zu verlangen.

Aber das andere: daß das Mädchen oben vorüberging, beunruhigte mich. Und ringsherum war doch der Friede in der Natur. Es war doch allüberall Harmonie.

Diese junge Frau wollte ich an den Händen halten, wie sonderbar! Ich wußte nicht einmal, ob sie mich bemerkte, oder wie ich sie aufmerksam machen sollte.

Eines Abends verweilte sie plötzlich auf dem Wege.

Es war ein widerstreitendes Gefühl in mir. Das eine sagte, daß ich ihr Bild genießen sollte: wie sie da oben stand, mit dem Gesicht der Sonne zugekehrt und von deren letzten Strahlen erhellt. Und das andere drängte, daß ich sie zu mir herziehen sollte. Das letzte Gefühl war das stärkere.

So stand ich auf, grüßte sie höflich und bat sie, zu mir herunterzukommen. Sie war keineswegs überrascht, nickte freundlich zurück und kam meiner Aufforderung nach. Sicher setzte sie Fuß vor Fuß, und als sie in meiner Nähe war, ging ich ihr die letzten Schritte entgegen.

Sie war aus dem Dorfe, in dem ich zu Gast war. Doch hatte sie mich noch nie gesehen. Darum war sie wohl auch ohne Benommenheit. Sie war voll ungezwungener, schöner Natürlichkeit und setzte sich gleich zu mir ins Gras; sie gab höflich, doch ohne zu plaudern, auf meine Fragen Antwort. Ihr fraulicher Instinkt verriet ihr wohl, daß ich als Mensch zu Mensch ein Interesse für sie hatte, und daß meine städtische Gewandung sagte, daß ich niemals ein Verlangen habe, in ihren Kreis zu treten.

Wir sprachen über alltägliche Dinge, sie über ihre Beschäftigung, das Leben im Dorfe, alles mit Offenheit, und natürlichem Anstand, daß ich gerührt war. Sie verriet damit ein schlichtes, ungekünsteltes Wesen. Auch hätte ich mich damit zufrieden geben können. Aber der Mensch ist oft ein Sklave seiner Wünsche.

Denn als ich sie so neben mir sitzen sah, mit freundlichem Blick und schöner Artigkeit, so völlig ohne Furcht, als sei es das Natürlichste von der Welt, so mit mir hier zu sitzen, trieb mir eine unerklärliche Unzufriedenheit ins Herz, ins Gesicht, daß die Stirne sich in Falten zog und es in den Augen sich irgendwie zeigte.

Und plötzlich war es so, als sei ein kalter Lufthauch zwischen uns getreten. Sie hob auf einmal die Hände wie zur Abwehr, obwohl ich ruhig neben ihr im Grase saß. Das Blut schoß ihr dabei ins Gesicht, sie sprang auf und schritt wortlos und verwirrt davon.

Die Dämmerung begann eben ihre Schleier zu ziehen. Es zirpte zu meinen Füßen im Grase. Das Wasser rieselte hin über die Kiesel. Ich dachte, wie die Sonne kam und wieder ging. Und doch dachte ich nie, daß sie bei mir allein verweilen sollte.

Und so ist es auch mit den Menschen. Sie kommen und gehen, und man soll keinen von ihnen halten, wenn er nicht für einen bestimmt ist.

Seine Braut.

Skizze von Heinrich Wiegmann.

„Gratuliere zur Verlobung", sagt Fred Angermann, spöttisch nach dem Ring des Freundes schielend. „Aber gestatte mir ein freies Wort: Deine Braut ist rechthaberisch."

„Rechthaberisch?" entgegnet der betroffen, während ein Vulkan in ihm zu brodeln beginnt. Sein Gesicht wird rot, die Nasenflügel blähen sich. Es zuckt ihm in den Fingern.

„Nun, ich traf mit ihr vor einiger Zeit in einer größeren Gesellschaft zusammen. Durch einen Umstand kamen wir auf die Entdeckung Amerikas zu sprechen, und ich bemerkte, daß nicht eigentlich Kolumbus, sondern die Wikinger schon früher auf ihren Fahrten Amerika entdeckten." „Wie seltsam", entgegnete deine Braut geringschätzig, „wenn Kolumbus in den Büchern als der eigentliche Entdecker genannt wird, dann können Sie es nicht besser wissen. Diese Wikinger sind gewiß Gestalten der Sage." — „Was meinst du dazu?" —

„Ein Scherz . . . Du hast ihre Aeußerung falsch aufgefaßt."

„Ein Scherz? — Na, ich danke. Deine Braut hat blonde Haare und braune Augen. Gestatte mir die Bemerkung, daß solche Damen nach meinen Erfahrungen echt rechthaberisch veranlagt sind. „Oeffne doch den Kleiderschrank nicht", beschwor meine Mutter stets eine Tante, wenn sie uns besuchte. „Der Staub fliegt ja hinein und setzt sich an den Kleidern fest." — „Wenn du nicht lüftest, kommen die Motten", antwortete die Tante und schloß den Schrank trotzdem auf. Jedesmal gab es aus dem gleichen Anlaß Aerger und Verdruß, doch die Tante tat, was sie nicht lassen konnte. Sie hatte auch blonde Haare und braune Augen."

„Aber das sind ja sinnlose Verallgemeinerungen", versetzt Heinz Greve ärgerlich und seine Stirnadern schwollen. „Was hat die Veranlagung deiner Tante mit meiner Braut zu tun?! Ich darf dir versichern, daß sie ein sehr umgängliches Wesen hat."

„Wir werden uns heute nicht darüber einigen können. Etwas anderes wird dich interessieren. Deine Braut ist nicht wirtschaftlich."

Ein paar Sekunden vergehen, bis eine Antwort kommt.

„Es ist unerhört!" zischt der junge Mann. „Du gefällst dir in Beleidigungen meiner Verlobten. Welchen Zweck verfolgst du damit?" Der Griff des Spazierstockes bebte in seiner Hand.

„Ich werde den Beweis für meine Behauptungen bringen. Vor kurzem bat mich ein Herr Weinrich, bei ihren Eltern wegen eines gemeinsamen Ausfluges anzufragen. Das Dienstmädchen öffnete, ich kam an der Küche vorbei, deren Tür aufstand. „Ach was, den Rest gießen wir in den Ascheneimer", hörte ich deine Braut sagen und sah noch, wie eine halbgefüllte Schüssel in den Eimer entleert wurde, in dem schon schimmliges Brot lag. Ich meine, das ist keine Auffassung für ein junges Mädchen, das eine Hausfrau werden will. Solche Frauen müssen ja ihre Männer ruinieren."

Die Züge des anderen spannen sich. Bohrende Gedanken erwachen hinter seiner Stirn.

„Und noch eins. Ueber den Geschmack läßt sich streiten. Es ist kein Verdienst, schön zu sein. Aber deine Braut ist wenigstens einen halben Kopf größer als du und hat auf der linken Wange zwei Warzen . . . ."

„Zum Kuckuck, bist du von Sinnen?! Von wem sprichst du eigentlich?"

„Von Kläre Domzy, deiner Braut."

„Was fällt dir ein?! Kläre Domzy? Weißt du nicht, daß Grete Soleck meine Braut ist?"

Der andere sieht aus, als habe er einen Schlag vor den Kopf bekommen. Dann legt sich langsam ein Lächeln auf seine Züge. „Sei nicht böse . . . . Ich hörte nur so von deiner Verlobung. Du hast mir leider keine Anzeige geschickt. — Nicht wahr, es wäre [illegible] gewesen . . . . Ich sah dich nämlich einmal [illegible]. Sie soll ja sehr vermögend sein —".

Wie schnell fliegen unsere Vögel?

Die Schnelligkeit des Vogelfluges hat man zuerst eingehender bei den Brieftauben beobachtet und durch sorgfältige Untersuchungen festgestellt, daß die Durchschnittsgeschwindigkeit der Brieftauben zwischen 18,3 und 19,2 Meter in der Sekunde beträgt, also auf 62 bis 69 Kilometer pro Stunde zu berechnen ist. Diese Geschwindigkeit ist sehr groß, denn ein Rennpferd legt in einer Sekunde nur etwa 13 Meter zurück. Aber nicht nur die Brieftauben, sondern auch manche andere unserer Vögel bewegen sich schneller vorwärts als ein Rennpferd. Das haben die Versuche ergeben, die Professor Thienemann auf seiner Vogelwarte zu Rossitten auf der kurischen Nehrung vorgenommen hat. Nach einem von ihm ersonnenen, zuverlässigen Verfahren konnte er die Schnelligkeit der Vögel messen, die über die kurische Nehrung ziehen, und er ermittelte dabei Durchschnittsgeschwindigkeiten, die in den „Mitteilungen der Vereinigung für Vogelschutz und Vogelliebhaberei" angegeben werden. Danach fliegt eine Dohle in der Sekunde 17,1 Meter, in der Minute 1026 Meter, in der Stunde 61,560 Kilometer. Ein noch schnellerer Flieger ist der Star, der in einer Minute 1236 Meter, in der Stunde 74,160 Kilometer zurücklegt. Der Kreuzschnabel fliegt in der Sekunde 16,6 Meter, fast 60 Kilometer in der Stunde. Die Finken legen in der Sekunde 17,6 Meter zurück, in der Stunde 52,56 Kilometer. Sehr nahe kommt ihnen in der Schnelligkeit die Saatkrähe mit 14,5 Meter in der Sekunde und 52,5 Kilometer in der Stunde. Die Nebelkrähe fliegt 13,9 und die Heringsmöwe 13,8 Meter. Diese beiden Vögel legen ebenso wie die Mantelmöwe gegen 50 Kilometer in der Stunde zurück. Sehr schnell fliegen auch Zeisige, die etwa 56 Kilometer in der Stunde, und Kreuzschnäbel, die fast 60 Kilometer in der Stunde zurücklegen. Der langsamste der beobachteten Vögel ist der Sperber, der 11,5 Meter in der Sekunde und 41,4 Kilometer in der Stunde fliegt. Für die Geschwindigkeit des Vogelfluges ist allerdings die Windstärke von hoher Bedeutung, und nur Vögel, die nicht gegen den Wind fliegen, erreichen diese Schnelligkeiten. Eine Krähe würde bei windstillem Wetter nur 10 Stunden gebrauchen, um die etwa 500 Kilometer breite Nordsee von Helgoland bis England zu überfliegen. Bedeutende Schnelligkeiten sind durch die Vogelberingung nachgewiesen worden. So wurde z. B. am erlegten Ringstörchen eine tägliche Durchschnittsleistung von 200 Kilometer festgestellt.

Untrüglicher Beweis.

Ein Zeuge entschuldigte sein Nichterscheinen vor Gericht mit der Ausrede, er sei taub. „Beweisen Sie das mal!" verlangte der Richter. Einen Augenblick stand der Mann verlegen da, doch als plötzlich unten auf der Straße eine Drehorgel erklang, sagte er: „Hören Sie die Orgel, Herr Richter?" — „Ja." — „Ich aber höre sie nicht," erklärte der Zeuge triumphierend, in der Meinung, es sei ihm gelungen, den geforderten Beweis zu erbringen.

Unsere Rätselecke.

Kreuzworträtsel

1	2		3	4	5	■	6	7	8		9	10
11						■	12					
		■	13			14				■		
15		16	■	17					■	18		
	19			■	■		■	■	20			
21			■	22	23		24	25	■	26		27
		■	28						29	■		
30						■	31					
32						■	33					

Bedeutung der einzelnen Wörter. a) von links nach rechts: 1 Gemüse, 6 Operndirigent und Komponist im vorigen Jahrhundert, 11 indischer Weiser, 12 semitische Gottesbezeichnung, 13 gefürchtete Wundinfektion, 15 Figur aus Peer Gynt, 17 berühmter Schlachtort (1870), 18 Bündnis, 19 Papageienart, 20 ehemals italienische Grenzstation, 21 Nebenfluß des Neckars, 22 berühmter Zoologe, 26 Inselbewohner, 28 prähistorisches Tier, 30 Planet, 31 männlicher Vorname, 32 Weltflucht, 33 starkes Tau.
b) von oben nach unten: 1 griechische Philosophenschule, 2 spartanischer Feldherr, 3 Elend, 4 Kriegsgott, 5 Spitze eines Truppenkörpers, 6 biblische Stadt, 7 nordische Göttin, 8 Göttin, 9 Vater Johannis des Täufers, 10 italienische Münze, 14 König der Vögel, 16 Metall, 18 Hoherpriester, 21 weibliche Figur aus einer Wagneroper, 22 Fisch, 23 Schriftzeichen, 24 Hüter, 25 große Wasserfläche, 27 Schauspiel von Sudermann, 28 französischer Schriftsteller, 29 brasilianischer Fluß. 3537

Zeitbild

Ein jeder braucht es mal in seinem Leben,
Und wohl erst recht bei seinem Tod;
Willst du zum Wort ein Stückchen Land noch geben,
So ist man meist dabei in Not;
Doch eint du mit dem ersten Fleiß und Würde,
Wird dir das Ganze dann zu leicht'rer Bürde! 3567

Mit und ohne

Mit Kopf und Fuß such's nur im Hochgebirge,
Doch ohne das läuft's durch die Niederung zum Meer.
Gar mancher ist schon krank zum Wort gegangen,
Der munter und gesund kam wieder her. 3578

Rösselsprung

		glück	mei	gri	ge	der	den	licht	genn		
hans	schreit	das	stim	was	him	fies	heil'	nur	geist	ven	her
löscht	die	mit	das	nur	me	stand	die	weh's	und	o	der
e	tern	al	gelt	auch	größ	im	spricht	bart	voll	das	staub
lein	ver	herz	eit	kind	gen	schmerz	der	rauch	wie	sich	es
me	wenn	ver	hauch	te	denkt	noch	her	ist	glück	ter	wohnt
	tru	er	mels	waltz	dem	sinnt	das	ist	es	sicht	3032
das	herz	o	leb	und	him	das	in	sein	hat	das	schein

Silbenrätsel

an — bahn — ben — chi — de — dys — e — ei — ei — ek — eth — fei — fisch — för — ga — gast — ge — ge — gie — glas — glück — gow — gra — hi — il — in — kern — ki — ko — land — lei — li — lo — lo — ma — mann — me — mut — mo — na — ner — no — nois — o — phie — re — rom — reat — ro — sa — sae — schaft — scheid — se — see — sen — ta — ta — ta — te — ter — ter — ter — the — ti — ti — ti — tro — un — ve — view — wa — war — wet — wirt — woer — xa

Aus vorstehenden 77 Silben sind 26 Wörter zu bilden, deren Anfangsbuchstaben von oben nach unten, und deren Endbuchstaben von unten nach oben gelesen, den Anfang eines Liedes ergeben. (sch, ch, ck am Wortanfang oder Wortende = 1 Buchstabe.)

Bedeutung der einzelnen Wörter: 1. Kühnheit, 2. deutsches Gebirge, 3. Seemann, 4. schottische Stadt, 5. griechisches Epos, 6. italienische Stadt, 7. Südseeinsel, 8. meteorologische Station, 9. Zusammenkunft, 10. Zugmaschine, 11. Fels im Rhein, 12. Vertrauter Karls des Großen, 13. Verkehrsmittel, 14. italienischer Wein, 15. Droschke, 16. Völkerkunde, 17. Restaurant, 18. Malheur, 19. japanischer Hafen, 20. Raubfisch, 21. altägyptische Stadt, 22. Tatkraft, 23. deutsche Industriestadt, 24. große Reederei, 25. Stadt in Schleswig, 26. Staat in U. S. A. 3546

Alle Neune

Der Ehrgeiz aller Kegelbrüder besteht darin, mit einem Wurf „alle Neune" zu werfen. Einer, dem es selten gelang, meinte, das sei nur Zufall, wenn „alle Neune" fielen. Jede andere durch einen Wurf erzielte Stellung könne mit gleich großer Wahrscheinlichkeit eintreten. Angenommen, daß der Mann recht hat, so fragt es sich, unter wieviel Würfen dann durchschnittlich wenigstens einmal „alle Neune" eintreffen.

Das Kennzeichen

Bevor sie sich zur Einszwei entschlossen,
Waren sie noch geschütteltes drei;
Jetzt macht sie zu Einszwei-Genossen
Rein äußerlich der Einszweidrei. 3622

Magisches Quadrat

Die Buchstaben ergeben, richtig geordnet, wagrecht und senkrecht die gleichen Wörter folgender Bedeutung:

A	A	C	C	E	männlicher Vorname,
E	E	E	E	E	weiblicher Vorname,
H	H	H	I	I	Möbelstück,
L	L	P	R	R	Baum,
S	S	S	T	T	biblische Frau. 3137

Liederrätsel

1. Hinaus in die Ferne.
2. Dort, wo der alte Rhein.
3. Meine Heimat will ich preisen.
4. Das ist im Leben häßlich eingerichtet.
5. Abend wird es wieder.
6. Wie ist doch die Erde so schön.

Wenn man jedem der vorstehenden Liederanfänge ein Wort entnimmt, erhält man wiederum den Anfang eines bekannten Liedes. 3622

Auflösungen aus voriger Nummer.

Kreuzworträtsel: a) 1 Furka, 5 Flora, 10 Areal, 11 Moral, 12 List, 13 Gatt, 14 Leier, 16 Kante, 17 Nadau, 19 Hut, 23 Herta, 26 Kamel, 28 Elmar, 30 Amor, 31 Tula, 32 Lende, 33 Bauer, 34 Anden, 35 Indra; — b) 1 Falle, 2 Urbel, 3 Rest, 4 Kater, 6 Logau, 7 Oran, 8 Natte, 9 Alter, 15 Rahel, 16 Katte, 18 Dur, 20 Skala, 21 Samen, 22 Herde, 23 Alton, 24 Taler, 25 Arara, 27 Mond, 29 Mund.

Rösselsprung: Hoch und hehr erschallt aus freudiger Männerbrust Der volle, feurige Chor! Wie Bardensänge voll Siegeslust, So steigt er singend empor, Der volle, feurige Männerchor.! Frisch und frei ist seiner Töne gemessnes Spiel Und hehr wie Glockengeläut! Harmonisch trägt er ein Tatgefühl, Was Männerehre gebeut, Das tönt so kräftig wie Festgeläut! Georg Schöne.

Musikalisches Buchstabenumstellungsrätsel: 1. Lorzing, 2. Oberon, 3. Haendel, 4. Eroika, 5. Nordstern, 6. Geisha, 7. Rigoletto, 8. Isolde, 9. Nibelungen. — Lohengrin.

Im Walde: Salamander, Feuer — Feuersalamander.

In Wald und Feld: G(rabe)n.

Diagonalenrätsel: 1. Bertini, 2. Lessing, 3. Hermine, 4. England, 5. William, 6. Herodot, 7. Bregenz. — Berlioz, Bellini.

Natur und Theater: Aron — Nora.

Scharade: Feld, Marsch, All — Feldmarschall.